

# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 12.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 Illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Johanna von Orleans.

Von Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

„Er ist es,“ wiederholte Johanna, „weiter kann ich Euch nichts sagen, Vater; denn die, welche mir es angezeigt haben, können sich nicht irren.“

— „Ich muß Gewißheit haben,“ sprach Durand, „und wenn das Mädchen wahr geredet hat, so glaube ich in Zukunft mit verbundenen Augen Alles, was sie mir erzählen mag.“

Bei diesen Worten nahm er seinen Hut in die Hand und ging dem Ritter entgegen, der die Zügel seines Pferdes dem Pagen aus der Hand genommen hatte und eben aufsteigen wollte. Der Ritter sah, daß der Mann mit ihm reden wollte, und wartete.

„Herr Ritter,“ sprach Durand in dem demüthigsten Tone seiner Stimme weiter, „wenn es wahr ist, wie Jemand sagte, daß Ihr der tapfere Robert von Beaudricourt seid, von dem wir so viel reden hörten, so werdet Ihr wohl einem armen Landmanne, der von ganzem Herzen Armagnac ist, verzeihen, daß er Euch fragt, ob Ihr von jenseits der Loire kommt und uns gute Nachricht von unserm Könige Karl VII. geben könnt.“

— „Lieber Freund,“ antwortete der Ritter in einem freundlicheren Tone als der Adel gegen diese Art Leute gewöhnlich annahm, „ich bin allerdings Robert von Beaudricourt. Die Nachrichten von dem Könige sind nicht die besten, denn in dem armen Frankreich

geht es von Tage zu Tage schlimmer. Karl sieht nur noch durch die Augen seines Günstlings und es ist Niemand mehr bei ihm als Tanneguy Duchatel, der Präsident Hourel und Michel von Masson, die ihn geradezu in die Hölle führen werden.“

„Ich glaubte,“ fuhr Durand fort, um den sich allmählig alle Dorfbewohner sammelten, „der König von Schottland habe versprochen, seinen Vetter Johann Stuart mit einer Anzahl Schotten nach Frankreich zu schicken, um dem Könige beizustehen.“

— „Schotten, Engländer und Irländer,“ sprach Robert v. Beaudricourt, „es ist am Ende dasselbe; sie werden sich in unser schönes Frankreich theilen, wenn es ganz unterjocht ist. Aber auch angenommen, daß Schotten uns zu Hilfe kommen wollten, so werden sie schwerlich zeitig genug erscheinen, um die gute Stadt Orleans zu retten, das letzte Bollwerk des Königs an der Loire, das der Graf von Salisbury belagert trotz dem feierlichen Versprechen, das er in England dem Herrn von Orleans gegeben hat, den Krieg nicht auf Gebiete zu verpflanzen, die ihr Herr nicht vertheidigen kann, da er Gefangener ist.“

„Da jeder Eidbruch eine Beleidigung des Himmels ist,“ sprach eine sanfte Stimme neben Durand, „so hat der Herr gestattet, daß der Wortbrüchige gestraft werde.“

— „Was meint das junge Mädchen?“ fragte Beaudricourt verwundert, daß ein so junges Mädchen Theil an dem Gespräche nahm.



„Ich sage,“ wiederholte Johanna mit derselben sanften und bescheidenen aber ruhigen und festen Stimme, „daß der Graf von Salisbury, verwundet durch einen Kanonensplitter, bereits seit wenigstens achtzehn bis zwanzig Tagen gestorben ist.“

— „Woher weißt Du solche kostbare Nachrichten, Mädchen, die mir selbst unbekannt sind?“ fragte der Ritter lachend weiter.

„Achtet nicht auf sie, Herr,“ fiel Jacob ein, indem er zwischen seine Tochter und Robert von Beaudricourt trat; „das Kind weiß nicht, was es spricht.“

— „Wäre auch der Graf todt,“ fuhr der Ritter fort, „so giebt es zehn Andere, die eben so mächtig sind als er. Ist nicht da der Graf von Suffolk, der Herr Wilhelm de La Pouse, Johann Falstaff, Robert Heron, die Herren von Gray, von Dalbot, von Seales, Lancelot von Lille, Gladesdale, Wilhelm v. Rochefort und so viele Andere?“

„Und ist uns und dem edeln Dauphin,“ fuhr Johanna begeistert fort, „nicht geblieben der Herzog von Mençon, der Graf von Clermont, der Graf von Dunois, Bignoles v. Lahire, Poton von Kaintraillies und so viele andere Tapfere und Getreue gleich Euch, die bereit sind, ihr Leben für das Vaterland hinzugeben? Und steht hinter Allen nicht unser Herr Jesus Christus, der Frankreich liebt und der nicht zugeben wird, daß es in die Hände seiner Feinde, der Engländer und Burgunder, falle?“

— „Ach, Herr, verzeiht dem Kinde, daß es Euch also widerspricht,“ fiel Jacob verzweifelnd ein; „bisweilen spricht das Mädchen so wunderliche Dinge, daß man sie für verrückt halten könnte.“

„Ja,“ entgegnete der Ritter traurig, „sie muß verrückt sein, wenn sie noch Hoffnung hegt, die selbst der König aufgegeben hat, und wenn sie glaubt, Orleans werde widerstehen, nachdem nicht bloß die Hauptstadt, sondern auch die guten und festen Städte Nogent, Fargeau, Sully, Fauville, Beaugency, Marchenois, Rambouillet, Montpipeau, Thoury, Pithiviers, Rochefort, Chartres und selbst Mans eine nach der andern sich ergeben haben; nachdem von den vierzehn Provinzen, die der weise König Karl V. dem wahnsinnigen Karl VI. hinterließ, dessen Sohne nur noch drei übrig geblieben sind. Nein, ihr guten Leute, das Land Frankreich ist um seiner großen Sünden willen dem Verderben geweiht.“

— „Die Sünden der Menschen, wie groß sie auch sein mögen, sind in der Vergangenheit und in der Zukunft getilget durch das Blut unseres Herrn,“ sprach

Johanna mit ungemeinem Vertrauen, indem sie die begeisterten Augen zum Himmel erhob; „Frankreich wird nicht untergehen und müßte Gott ein Wunder thun, um es zu retten.“

— „Amen!“ antwortete der Ritter, indem er sich auf sein Roß schwang und sich bekreuzigte; „wenn aber bis dahin die Burgunder noch einmal kommen sollten, um Euer Dorf Domremy zu plündern, so zeigt es schnell dem Robert von Beaudricourt an, und bei Ritterschre! er müßte anderwärts alle Hände voll zu thun haben, wenn er Euch nicht zu Hilfe käme.“

Bei diesen Worten gab er seinem Rosse die Sporen und ritt in starkem Trabe auf dem Wege hin, der nach Baucouleurs führte. Ihm folgten seine beiden Diener und die Segenswünsche der versammelten Dorfbewohner, die ihm lange nachblickten.

Als er verschwunden war, kehrte sich Vater Jacob um, Johanna wegen ihrer kecken Worte zu schelten; aber er rief und suchte sie vergebens. Johanna hatte sich still entfernt.

## 2.

## Die Stimmen.

Johanna schritt langsam und ruhig auf dem Wege hin, der nach Neuschateau führte, ohne darauf zu achten, daß der Boden zwei Zoll hoch mit Schnee bedeckt war.

Das junge außerordentliche Mädchen glich ihren Gefährtinnen nicht; ihre Geburt, ihre Kindheit und ihre Jugend waren von Zeichen begleitet gewesen, die sie nach der Meinung ihrer Umgebungen zu der Auserwählten des Herrn machten.

Johanna (eigentlich Jehannette genannt) war in Domremy geboren, einem reizenden von der Maas bespülten Thale zwischen Neuschateau und Baucouleurs. Ihr Vater hieß Jacob d'Arc, und ihre Mutter Isabelle Romée; Beide waren durch strenge Rechtlichkeit bekannt und erfreuten sich eines fleckenlosen Rufes. Die Nacht, in welcher Johanna geboren wurde, in der Nacht der Erscheinung Christi im Jahre der Gnade 1412, — so daß sie also zur Zeit, in der unsere Erzählung beginnt, 17 Jahre zählte — war eine jener Festnächte, welche bisweilen der Himmel der Erde giebt; obgleich zu dieser Jahreszeit das Wetter meist kalt und regnerisch ist, so erhob sich doch gegen Abend ein lauer Wind, der liebliche Düste um sich verbreitete, wie es an schönen Maiabenden wohl zu geschehen pflegt. Je-



dermann wollte diese unerwartete Wohlthat genießen und die meisten Bewohner des Dorfes waren vor ihren Häusern geblieben, als sich gegen Mitternacht ein Stern von dem Himmel zu lösen schien, der einen glänzenden Lichtpfad in der Luft beschrieb und auf das Haus Jacobs heruntersank. In demselben Augenblicke kräheten die Hähne, schlugen mit den Flügeln und ließen unbekannte Töne hören, obgleich die Zeit, in der sie zu krähen pflegen, noch nicht gekommen war, und Jedermann fühlte sich, ohne zu wissen warum, von einer so lebendigen Freude durchdrungen, daß alle Dorfbewohner in den Gassen umherliefen und einander fragten, was wohl im Himmel oder auf der Erde geschehen sein möge, das ihre Herzen so mit Freude erfülle. Unter denen, welche also umher gingen, befand sich auch ein alter Schäfer, der oft Prophezeihungen ausgesprochen hatte, die in Erfüllung gegangen waren, und jetzt den ihn Befragenden antwortete: „Drei Weiber haben Frankreich in das Verderben gestürzt\*), eine Jungfrau wird es retten.“

Am andern Tage erfuhr man, daß gerade um diese Stunde der Mitternacht Isabelle Romée, die Frau des Jacob d'Arc, ein Töchterlein geboren habe. Am nächsten Tage erhielt dasselbe in der Taufe den Namen Johanna.

Trotz allen diesen Wunderzeichen, welche ihre Geburt begleitet hatten, war die Jugend Johannas ganz wie die der andern Kinder; sobald sie das siebente Jahr erreicht hatte, mußte sie, wie es Sitte war, die Heerde ihrer Aeltern hüten. Eine Merkwürdigkeit dabei, die man anfangs nicht beobachtet hatte, war, daß Johanna nie ein Lamm oder ein Schaf verlor. Hatte sich ein Thier verirrt, so brauchte sie es nur bei dem Namen zu rufen, den sie ihm beigelegt, und es kam alsbald zurück. Drang ein Wolf aus dem Walde her-

\*) Diese drei Frauen waren: Eleonore, die Gemahlin Ludwigs des Jungen, die, von ihrem Gemahle verstoßen, sich mit Heinrich von Anjou, dem Könige von England, verband und diesem Aquitanien, Poitou, die Touraine und Maine zubrachte, welche, im Verein mit dem Herzogthume der Normandie und der Grafschaft Anjou, ein Drittel von Frankreich in die Hände von dessen Feinde geben; dann Isabelle von Frankreich, die Gemahlin Ferdinands II., die auf ihren Sohn Ferdinand III. die Rechte übertrug, welche sie auf den Thron zu haben behauptete und den Krieg veranlaßte, der noch dauerte, und folglich die Schlachten von Greecy, von Poitiers und Agincourt; die Dritte endlich, Isabelle von Baiern, die Mutter Karls VII., die damals die Engländer und Burgunder gegen ihren eigenen Sohn aufreizte.

vor, so brauchte sie ihm nur mit ihrem Stabe, einem Baumzweige oder auch bloß einer Blume entgegen zu gehen, und der Wolf kehrte alsbald in den Wald zurück, aus dem er gekommen war. So lange sie in dem Hause ihres Vaters war, geschah daselbst nicht das geringste Unglück, und wenn ein Unfall sich dort ereignete, so geschah er stets in Abwesenheit Johannas. So erreichte das Mädchen ihr zwölftes Jahr; der Segen Gottes begleitete ihre Schritte, aber nichts an ihr deutete die Zukunft an, die ihr vorbehalten war.

Eines Tages, als sie auf einer Wiese zwischen Domremy und Neuschateau mit mehreren ihrer Gespielinnen die Heerden hütete, schlugen die jungen Mädchen vor, im Verein einen Strauß zu binden und denselben derjenigen zu geben, welche im Wettlaufe den Sieg erringe. Johanna ging darauf ein und half mit an dem Strauße; in dem Augenblicke aber, als der Wettlauf beginnen sollte, gelobte sie, den Strauß, wenn sie ihn gewinne, auf den Altar der heiligen Katharina niederzulegen. Johann kam ihren Gespielinnen bald voraus; ihre Füße berührten die Erde kaum, diejenige, welche ihr zunächst folgte, hielt entmuthigt inne und sprach: „Johanna, Du gehst nicht auf der Erde wie wir; Du fliegst in der Luft wie ein Vogel.“ Johanna fühlte sich wirklich selbst, ohne zu wissen wie, gehoben; so gelangte sie an das Ziel und nahm den Strauß. Kaum aber hatte sie das Gesicht wieder emporgerichtet, als ein schöner Jüngling, den sie nie vorher gesehen, vor ihr stand und lächelnd zu ihr sagte: „Johanna, eile schnell nach Hause, denn Deine Mutter bedarf Deiner.“ Johanna hielt den jungen Unbekannten für einen Burschen aus Neuschateau, dem die Andern jenen Auftrag an sie übertragen hätten; sie überließ die Heerde einer Freundin und eilte schnell nach Hause. Hier fragte sie die Mutter, warum sie vor der gewöhnlichen Zeit zurückkäme und die Heerde verlasse. „Habt Ihr mich nicht gerufen?“ sprach Johanna. „Nein,“ antwortete die Mutter. Da wollte Johanna den Strauß vor dem Altare der heil. Katharina niederlegen und ging durch den Garten, um einen kürzern Weg zu nehmen; in dem Garten aber ließ sich zu ihrer Rechten, nach der Kirche zu, eine Stimme hören. Johanna blickte auf und sah eine leuchtende Wolke; aus dieser Wolke kam die Stimme und sprach: „Johanna, Du bist bestimmt, Wunderbares zu vollbringen, denn Du bist die Jungfrau, welche der Herr erwählt hat zur Wiederaufrichtung des Königs Karl; in Männerkleidern wirst Du die Waffen führen und die Lenkerin des



Krieges sein." Nach diesen Worten verstummte die Stimme, die Wolke verschwand und das junge Mädchen blieb stumm, unbeweglich und erschrocken stehen.

Später, als Johanna ihre Sendung vollbracht hatte, fand sich; daß dieses erste Gesicht ihr erschienen war am 17. August 1424, also an dem Tage der Schlacht von Verneuil, in welcher der Graf von Douglas, dessen Sohn Jacob, der Graf von Buchan, der Graf Numale, Johann von Harcourt, der Graf von Tonnerre, der Graf von Bentadour, der Herr von Roche-Baron, der Herr von Gamaches und so viele andere edle und getreue Ritter gefallen.

Johanna erholte sich indes wieder und gedachte ihrer Heerde, die sie allein gelassen hatte; sie kehrte also nach der Wiese zurück. Ihre Heerde hatte sich von selbst gesammelt und erwartete sie unter einem schönen Baume, den man den Baum der Frauen oder der Feen nannte, weil Landleute, die in der Nacht an ihm vorübergekommen waren, daselbst lange weiße Gestalten wollten tanzen gesehen haben, die, wenn man ihnen nahe kam, in der Luft oder in Dunst verschwanden. Johanna selbst hatte nichts gesehen, ob sie gleich mit ihren Gespielinnen oft unter dem Baume getanzt und gesungen. Dieser Baum stand dem Walde Chenu gegenüber und nahe an einer Quelle, die häufig von armen Fieberkranken besucht wurde. Der Baum zeichnete sich durch eine seltene Schönheit aus und gehörte dem Herrn Peter von Belmont, dem Herrn von Domremy.

Johanna blieb den ganzen Tag in der Nähe dieses Baumes, den sie sehr liebte, flocht Kränze zu Ehren der heiligen Katharina und der heiligen Margarethe und hing diese Kränze an den Zweigen des Baumes auf. Abends endlich trieb sie ihre Heerde nach Hause. Da Johanna mit dem zwölften Jahre groß und schlank geworden war, so beschloßen ihre Aeltern, sie nicht mehr mit der Heerde in das Freie zu schicken, sondern den jüngsten Sohn Peter. Johanna erlernte dagegen die gewöhnlichen weiblichen Arbeiten und zeichnete sich darin bald vor allen Andern aus.

Sie gedachte indes des Vorfalles in dem Garten wohl zehn Mal des Tages und der Ton jener wunderbaren Stimme, die sie vernommen, klang ihr unablässig in den Ohren. Eines Sonntags, als sie betend in der Kirche geblieben war, nachdem Alle sich entfernt hatten, hörte sie jene Stimme plötzlich ihren Namen rufen; sie richtete das Haupt empor und es war ihr, als öffne sich das Gewölbe der Kirche, um eine schöne

goldene Wolke durchzulassen. Inmitten dieser Wolke sah sie einen Jüngling, in welchem sie jenen erkannte, der auf der Wiese mit ihr gesprochen hatte; da er aber dies Mal lange weiße Flügel an den Schultern hatte, so merkte sie, daß er ein Engel sei. Sie fühlte sich entzückt über diesen Anblick und fragte leise:

„Herr, hast Du mich gerufen?“

— „Ja, Johanna,“ antwortete der Engel.

„Was verlangst Du von Deiner Magd?“ fragte Johanna weiter.

— „Johanna,“ sprach der schöne Jüngling, „ich bin der Erzengel Michael und gesandt von dem Könige des Himmels, um Dir zu sagen, daß er unter allen Frauen Dich erwählt hat, Frankreich aus der Gefahr zu retten, die ihm droht.“

„Und wie vermag ich, eine arme Hirtin, dies zu thun?“ fragte Johanna.

— „Sei immer ein schuldloses Kind, wie Du es bisher gewesen bist,“ entgegnete der Engel; „wann die Zeit gekommen sein wird, werden wir es Dir anzeigen, die heilige Katharina, die heilige Margaretha und ich.“

„Der Wille des Herrn geschehe,“ antwortete das junge Mädchen, „und er verfüge über seine Magd, wann und wie es ihm gefällt.“

— „Amen!“ sprach der Engel. Die Wolke schloß sich darauf wieder um ihn, zog durch das Gewölbe der Kirche hinaus und verschwand.

Von diesem Augenblicke an hegte Johanna keinen Zweifel mehr; es war kein Gesicht, kein Traum, sondern wunderbare Wirklichkeit, und da in diesem Augenblicke der Pfarrer, welche die Messe beendigt hatte, durch die Kirche schritt, um sich in seine Wohnung zu begeben, bat ihn Johanna ihre Beichte zu hören, in der sie ihm erzählte, was sie eben gesehen und gehört hatte. Der Geistliche, ein schlichter, gutmüthiger alter Mann, freuete sich sehr über diese Erzählung Johannas, die er wegen ihrer Frömmigkeit und Bescheidenheit immer geliebt hatte, empfahl ihr aber, von diesen Erscheinungen Niemandem etwas zu sagen, dagegen pünktlich die Befehle zu befolgen, die sie vom Himmel erhalten würde.

Es vergingen drei Jahre, ohne daß Johanna wieder etwas sah; sie wuchs unterdeß auf, frisch und schuldlos wie eine Blume auf dem Felde, und obgleich sich von dem himmlischen Schutze materiell nichts zeigte, so fühlte sie doch in sich die Gnade des Herrn; oft, wann sie allein war, glaubte sie die Chöre der Engel



zu hören; sie erhob dann leise ihre Stimme und sang mit noch unbekanntem Melodien, deren sie sich nicht mehr zu erinnern vermochte, sobald jene himmlische Musik verklungen war. Im Winter, wann Schnee die Erde bedeckte, ging sie oft hinzu, um, wie sie sagte, einen Strauß für ihre Heiligen zu pflücken — wie sie die heil. Katharina und die heil. Margaretha nannte —; man spottete wohl über sie, indem man auf die schneebedeckte Erde zeigte, sie aber lächelte mild, ging auf dem Wege nach Neuschateau hin und brachte dann stets einen schönen Kranz von Weiden und Himmelschlüßeln zurück, die sie unter dem Feenbaume gepflückt und zusammengebunden hatte. Ihre Gespielinnen betrachteten sie mit Verwunderung und sagten, die Feen gäben der Johanna die Kränze schon fertig. Noch merkwürdiger war, daß die scheuesten Thiere keine Furcht vor ihr hatten, die jungen Rehe und Hirsche zu ihr kamen und vor ihren Füßen umherhüpften, oft ein Vogel sich auf ihre Achsel setzte und sein Lied sang, als säße er auf dem höchsten Zweige eines Baumes.

In den letzten drei Jahren hatte sich die Lage des Königs und Frankreichs fort und fort verschlimmert: das Land bis zur Loire war eine weite Einöde geworden; die Aecker blieben unbefleht, die Dörfer lagen in Trümmern und die Leute wagten sich nur noch in den Wäldern und in den Städten aufzuhalten. Nur einen Bogenschuß weit um die Städte her erntete man noch; auf jedem Thurme befand sich fortwährend ein Wächter, der Sturm läutete, sobald er den Feind erblickte. Auf den Schall der Glocken eilten die Arbeiter in die Stadt hinein, ohne sich um ihr Vieh zu kümmern, das den Glockenton ebenfalls verstehen gelernt hatte und, sobald es denselben hörte, nach den Thoren der Stadt hin entfloß.

Um diese Zeit, d. h. zu Anfange des Jahres 1428 wurde der Herzog Thomas von Montaignu, Ritter, Graf von Salisbury, von den drei Ständen Englands beauftragt, den Krieg in Frankreich zu führen. Als der Herzog von Orleans dies vernahm, der seit der Schlacht von Agincourt als Gefangener in der Stadt London lebte, begab er sich zu dem Grafen von Salisbury und ersuchte denselben, als edelsinniger Gegner den Krieg nicht auf die Besitzungen zu versehen, die er nicht verteidigen könnte. Der Graf versprach und betheuerte es, setzte dann mit einer großen Macht über das Meer, landete zu Calais und wendete sich alsbald nach dem Theile Frankreichs, der noch nicht erobert war

Die Gefahr wurde dringender als sie jemals gewesen, und die Gesichte Johanna erschienen von Neuem. Das erste Mal, als der Erzengel Michael sich wieder zeigte, war er von der heil. Katharina und der heil. Margarethe begleitet. Sie geboten ihr, den König Karl VII. aufzusuchen und ihm zu sagen, sie komme als Gesandtin Gottes, um die Franzosen gegen die Engländer und Burgunder zu führen.

Johanna antwortete nichts auf dieses Gebot; sie war schwach und schüchtern wie ein junges Mädchen, konnte nicht leiden sehen, ohne mit zu leiden, konnte kein Blut fließen sehen, ohne zu weinen; warum also übertrag man ihr die rauhe Kriegeraufgabe? Sie, das arme sechszehnjährige Kind, zögerte deshalb auch vor der schrecklichen Zukunft, die ihr bestimmt war, und betete zu dem Herrn, er möge sie in ihrem ruhigen stillen Leben lassen und einem andern Würdigern die Last dieser blutigen Wahl auflegen.

Aber Johanna war gewählt und der Beschluß der Vorsehung konnte nicht geändert werden. Eines Tages, als sie in einer kleinen der Jungfrau geweihten Kapelle in dem Walde Chenu kniete, ließ sich die Wolke von Neuem vor ihren Augen herab und Johanna erblickte die drei Abgesandten des Herrn. Sie schlug die Augen nieder, denn menschliche Blicke vermochten den himmlischen Glanz nicht zu ertragen, und sie vernahm, ohne zu wissen, welche von den drei himmlischen Personen spreche, eine Stimme, die im Tone des Vorwurfs zu ihr sprach:

„Warum zögerst Du, Johanna? Auf was wartest Du, da der Befehl gegeben ist, und warum beeilst Du Dich nicht, ihn zu erfüllen? In Deiner Abwesenheit wird Frankreich gemißhandelt, die Städte werden zerstört, die Guten kommen um, die Adelligen sterben und ein kostbares Blut strömt gleich nutzlosem Wasser auf die Erde. Brich auf, Johanna, schnell, weil der König des Himmels Dich sendet.“

Da begab sich Johanna zu ihrem Beichtvater und erzählte ihm, was sie gesehen und gehört. Der alte Priester rieth ihr zu gehorchen.

„Aber,“ sagte Johanna zu ihm, „wenn ich auch gehen wollte, ich kenne den Weg nicht, ich kenne weder das Volk noch den König, sie werden mir nicht glauben; man wird mich verlachen und mit Recht, denn, kann es etwas Unsinnigeres geben, als wenn man zu den Großen sagt: ein Kind wird Frankreich befreien, kriegerische Unternehmungen leiten durch seine Geschicklichkeit und den Sieg durch seinen Muth zurückführen.“



Und was ist unschicklicher, als wenn ein junges Mädchen in Männerkleidung sich zeigt?"

Auf diese verständigen Worte wußte der alte Priester nichts zu entgegnen, als Gott sei allmächtig und ihm müsse man gehorchen. Als darauf Johanna zu weinen begann über die schwere Aufgabe, die ihr auferlegt worden, tröstete er sie so viel er vermochte und sagte, sie möge noch ein Mal warten, und wenn sie den heiligen Michael wiederum sähe, ihn fragen, wie sie handeln, welchen Weg sie einschlagen und wohin sie sich begeben sollte.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Wie es kam, daß Paganini auf einer Saite spielte.) Es war in Lucca, wo er als Concertmeister bei der Capelle der Prinzessin Elise, der Schwester Napoleons, angestellt war. Der Director des Opernorchesters jener Stadt war aus mehreren Gründen neidisch auf ihn und suchte ihm fortwährend Verlegenheiten zu bereiten. Eines Tages, als die Prinzessin in Gegenwart des Directors mit Entzücken von dem Spiele Paganinis gesprochen hatte, entschloß sich der Erstere zur Rache und erklärte Abends, es sei ihm unmöglich, bei der angelegten Vorstellung zu dirigiren. Man ersuchte Paganini, dieses Amt zu übernehmen, was derselbe auch that; der Gegner aber schlich sich in das Orchester, schnitt mit einem Messer drei Saiten der Violine Paganinis so weit durch, daß sie bei etwas starkem Spiele zugleich springen mußten, und verbarg sich sodann in einem Winkel des Saales, um sich an dem sicheren Erfolge seines boshaften Streiches zu ergötzen. Der Chef des Orchesters hatte immer alle schwierige Passagen, namentlich die Soti auszuführen. Die Ouverture begann und Paganini zog alle Blicke auf sich, wurde indeß von Niemandem mehr beobachtet als von seinem versteckten Gegner, der jeden Augenblick erwartete, daß dem Vorspieler die Saiten springen würden. Die Ouverture wurde jedoch zu Ende gebracht und Paganinis Spiel war noch großartiger als gewöhnlich. Der unglückliche Gegner desselben wußte sich die Sache nicht zu erklären; hatte Paganini ein anderes Instrument genommen? Um sich zu überzeugen, schlich sich der Neidische bis in das Orchester und ganz in die Nähe seines glücklichen Nebenbuhlers.

Paganini begleitete eben allein den Gesang der Prima Donna und das Publicum wußte nicht, ob es die Sängerin oder den Violinisten mehr bewundern sollte. Der Gegner des Letztern konnte die Augen von dem Instrumente desselben nicht abwenden, denn, o Wunder! es fehlten wirklich drei Saiten daran und Paganini wußte der einzigen noch übrigen alle die herrlichen Töne zu entlocken. Außer sich, wie wahnsinnig, rief der Nebenbuhler: „er hat auf Einer Saite gespielt!“ und sank ohnmächtig nieder. Die Vorstellung wurde unterbrochen; Alle er-

hoben und erkundigten sich; der Vorfall wurde bekannt und Paganini erntete den begeistertsten Beifall. Er hatte gleich nach den ersten Tacten die List seines Gegners durchschaut, aber auch sich schnell gefaßt und durch fast übermenschliche Mittel sich selbst übertroffen.

Uebrigens sieht man wohl ein, daß er sogleich die Wichtigkeit der Entdeckung, was er zu leisten vermöge, begriff und alles anwendete, um die neue Gewalt auszubilden, die ihm ein unvorsichtiger Gegner, ohne es zu wollen, gegeben hatte. Im Jahre 1811 ließ er zum ersten Male öffentlich seine Variationen auf der vierten Saite hören, der er einen Umfang von vier Octaven zu geben wußte. Er war damals in Parma. (So erzählte Paganini selbst die Entstehung seines Spiels auf Einer Saite.)

(Napoleons Jugend.) In allen Schriften über Napoleon findet man sehr wenig darüber erwähnt, wie er der außerordentliche Mann geworden ist; es befand sich bisher eine Lücke in der Beschreibung seines Lebens; man wußte nicht, was er namentlich als Artillerieutenant gethan. Diese Lücke wird ausgefüllt werden, denn man hat eine große Masse von Handschriften, Briefen etc. gefunden, die er als erster Consul selbst verfaßt und an den Cardinal Fesch gesandt hatte. Nach dem Tode des Cardinals sind diese kostbaren Papiere durch mehrere Hände gegangen und der berühmte italienische Gelehrte Libri in Paris hat in der Revue des deux Mondes vor Kurzem einige Auszüge daraus mitgetheilt. Außer einer großen Anzahl einzelner Papiere besteht die Sammlung in acht und dreißig dicken Heften, die von Napoleons eigener Hand geschrieben sind und Abhandlungen verschiedener Art, Auszüge aus Schriften, die er studirt hat, und eine Geschichte Corsicas etc. enthalten. Man erkennt daraus, welcher eisernen Fleiß Napoleon angewendet hat, um seinen gewaltigen Geist auszubilden, und daß er nicht unvorbereitet seine glänzende Laufbahn betrat. Man sieht aus diesen Schriften, daß Napoleon damals ein eifriger Republikaner und erfüllt war von Haß gegen allen Despotismus. Eine der merkwürdigsten Abhandlungen, welche aus der Feder Napoleons geflossen, ist ein Zwiegespräch über die Liebe, in dem er sich nicht eben galant zeigt. Der künftige Kaiser war überhaupt wenig sentimental. In jenem Zwiegespräch will er die Liebe völlig verbannen; eine Stelle lautet: „ich verlange keine Definition der Liebe; ich war auch einmal verliebt und ich erinnere mich noch so wohl daran, daß ich keine jener metaphysischen Definitionen bedarf, welche die Dinge immer nur verwirren. Ich läugne nicht bloß die Existenz der Liebe, ich glaube sogar, daß sie schädlich ist für die Gesellschaft und für das individuelle Glück der Menschen; ich halte dafür, daß die Liebe weit mehr Unheil anrichtet, als Gutes wirkt, und daß es eine Wohlthat der schützenden Gottheit sein würde, wenn sie die Menschen von der Liebe befreiete.“ Besonders die weibliche Liebe verfolgt Napoleon; er fürchtet, sie könne die Menschen entnerven. In einem Briefe an ein Mädchen, das Eindruck



auf sein Herz gemacht zu haben scheint, spricht er auf sieben langen Seiten von der erhabensten aller Leidenschaften, von der Vaterlandsliebe, mit wahrer Beredsamkeit. Außer vielen Abhandlungen über Strategie etc. schrieb er auch eine Erzählung, das seltsamste aber, das, was die außerordentlichste Prophezeiung zu enthalten scheint, ist das folgende. In einem Hefte über Geographie, das ganz von Napoleons Hand geschrieben, aber nicht vollendet ist, findet man am Schlusse die Worte:

„St. Helena, eine kleine Insel.“

Da sollte der Kaiser seine Geographie beschließen. Merkwürdig war uns auch, daß Libri behauptet, Napoleon habe niemals orthographisch schreiben gelernt; er meint sogar, die fast unleserliche Handschrift des Kaisers sei nur eine Berechnung, indem er in der Unleserlichkeit seine Unkenntniß der Orthographie habe verstecken wollen.

(Die Vergiftungswuth.) Eine der schrecklichsten Geiseln auf der Insel Martinique ist das Gift; denn man hat es daselbst in der Kunst des Vergiftens zu einer staunenswerthen Fertigkeit gebracht. Namentlich zeichnen sich die Neger aus, die auf einen bestimmten Tag, nach Ablauf von drei Monaten, einem halben, einem ganzen Jahre vergiften und sich nie irren. Womit sie dies bewirken, weiß man nicht; alle Apparate würden nichts entdecken. Eine Menge Gewächse liefern Gift, ungerechnet die, welche die Neger allein kennen. Warum diese vergiften, weiß man ebenfalls nicht. Diese Vergiftungswuth ist auf den englischen und spanischen Inseln stets unbekannt gewesen. Bringt man die Vergifter nach Porto Rico, so machen sie von ihrer schrecklichen Kunst nie wieder Gebrauch. Aus Mache vergiften sie nicht, denn sie vergiften ihre Kinder, ihre Brüder, ihre Freunde, ihre Herren, die sie vielleicht am meisten lieben. Diese Vergifter sind deshalb eben so eine schreckliche Geißel als ein furchtbares Geheimniß. Bisweilen wirken sie wie der Blitz und bringen in zwei, drei Nächten dreißig Stiere, zwanzig Maulthiere, hundert Schafe und zehn bis zwölf Neger, ihre Freunde, um. Das ist, wie Jedermann weiß, an zehn Orten geschehen und geschieht noch jetzt fast jedes Jahr. Bisweilen geben sie ein Gift, das langsam, aber sicher wirkt, dessen Wirkung auf den Tag, bis ein halbes Jahr hinaus, berechnet werden kann. Dies geschah kürzlich in Fort Royal. Ein Beamter, Cadeot, besaß eine reizende junge Tochter von elf Jahren, die sehr früh reif war, wie es die Frauen in den Colonien sind. Jedermann mußte das schöne Mädchen lieben und Jedermann wünschte der Mutter Glück. Aber die arme Frau deutete dann wohl, mit Thränen in den Augen, auf das etwas hagere bleiche Gesicht ihrer Tochter und sagte, ihre Laura sei vor sechs Monaten durch eine alte Negerin vergiftet worden; die Aerzte vermöchten nichts mit ihrer Kunst und die Krankheit schreite unaufhaltsam weiter. „Wann das arme Kind sterben wird,“ pflegte die unglückliche Mutter zu sagen, „weiß ich nicht, aber es wird bald geschehen.“ Und wirklich, nachdem Laura noch auf einem Balle im Carneval getanzt hatte, mußte sie sich legen,

das Fieber entwickelte sich mehr und mehr und nach einigen Wochen starb sie. Die Leichendöffnung bewies, daß sie an den Folgen eines unbekanntes und unentdeckbaren Giftes gestorben sei.

(Eine Münchhausenade.) Das französische Journal Courrier de la Gironde erzählt mit der größten Ernsthaftigkeit: „es giebt so außerordentliche Ereignisse im Leben, daß man sie kaum zu erzählen wagt; dazu gehört auch das nachstehende, von dem wir uns selbst mit eigenen Augen überzeugt haben. Vor anderthalbem Jahre, zu Ende des Septembers 1840, bekam ein junger Mann die heftigsten Zahnschmerzen in Folge eines Weintraubenkernes, den er sich in einen hohlen Zahn eingebrückt hatte. Er wendete sich an einen Zahnarzt, der aber vergeblich sich bemühte, jenen Kern herauszubringen, und denselben nicht anders entfernen zu können versicherte, als wenn er den Zahn herausziehe. Der junge Mann mochte sich den Schmerzen dieser Operation nicht aussetzen; er gab sich selbst alle Mühe, den Kern zu entfernen, drückte ihn aber nur immer tiefer hinein und endlich bis auf das Zahnfleisch. Da hörten die Schmerzen allmählig auf; er gewöhnte sich daran, vergaß endlich den Kern, oder glaubte, er sei vielleicht heraus gefallen. Seit ungefähr sechs Wochen aber, seit die Frühlingswitterung eingetreten ist, stellte sich an derselben Stelle ein dumpfer schwacher Schmerz ein; das Zahnfleisch schwellt allmählig zur Größe eines Stecknadelknopfes auf und man konnte sich deutlich überzeugen, daß sich in dieser Aufreibung des Zahnfleisches — ein Keim befindet, den jener Traubenkern nach achtzehn Monaten getrieben hatte.“

(Theure Seltzamkeiten.) Die Journale haben häufig aufgezehrt, wie theuer manche Merkwürdigkeiten von gewissen Liebhabern bezahlt worden sind; wir theilen hier noch einige Beispiele dieser Art mit: der berühmte Gretry kaufte für 1500 Fres. einen schlechten Barometer, der nicht 2 Fres. werth war, aber J. J. Rousseau gehört hatte; auch bot man ihm für 3000 Fres. einen kleinen schmutzigen wackeligen Tisch an, an welchem indeß die „neue Heloise“ geschrieben worden war. — Als man die sterblichen Ueberreste Abailards und Heloisens nach den Petits Augustins brachte, bot ein Engländer für einen Zahn Heloisens zehntausend Francs. — Der Schädel des Descartes wurde für 1000 Fres. verkauft. — Die zwei Federn, mit denen der Vertrag von Amiens unterzeichnet wurde, kaufte 1825 ein Schwiegerohn Walter Scotts für 500 Guineen. — Der Nachlaß Gretslys wurde von andern Componisten theuer bezahlt; Nicolo gab für ein schlechtes Spinett 400 Fres.; Boieldieu für ein kleines Wirthschaftsbuch 120 Fres. etc. — Der höchste Preis, der jemals für ein altes Buch bezahlt worden, sind 15,500 Thlr., welche im Jahre 1812 der Graf von Beaufort bei der Versteigerung der Bibliothek des Herzogs von Roxburgh für eine Folioausgabe des Decameron von 1472 gab, obgleich noch vier bis fünf solche Exemplare vorhanden sind. — In welchem Preise Briefe von berühmten Personen stehen, geht aus folgenden An-



gaben hervor: ein Brief Tassos wurde mit 400, einer von Konfard mit 100, einer von Karl I. mit 140 Fres. bezahlt. Für einen Brief der Giftmischerin Brinwilliers gab man 100, für ein Billet der Ninon de l'Enclos 76, für einen Brief Boileaus 196, für einen der Margarethe von Valois 201 Fres. Ein Brief der Maria Stuart kostet meist 300 bis 400 Fres.; einer von Coligny, Descartes, Rubens 100 Fres.; für einen Brief Lafontaines sind bereits 320 Fres. bezahlt worden. Außerordentlich theuer sind Briefe von Columbus, Cromwell, Erasmus, Gefner, Huf, Law, Luther, Michel Angelo, Raphael, Sterne &c. Für ein werthloses Buch, unter dessen Titel aber Shakespears seinen Namen geschrieben hatte, gab man vor zwei Jahren in London 675 Thlr. —

### Generalcorrespondenz.

Aus Baden Baden erzählt man von der letzten Saison folgende zwei Anekdoten: ein Russe, der an dem grünen Tische hunderttausend Francs gewonnen hatte, besaß die bewundernswürdige Selbstüberwindung, noch zwei ganze Monate in Baden zu bleiben und alle Tage an dem Spieltische zuzusehen, ohne jemals wieder eine Karte anzurühren. — Herr B., der sich in Baden befand, erhielt von einem seiner Freunde in Paris einen Brief, der mit den Worten schloß: „nach Empfang dieses Briefes geh' sogleich in den Spielsaal an die Roulette-tafel und setze so viel Du willst auf die Nummer 36.“ Der Briefempfänger folgte dem Rathe, setzte eine ziemlich bedeutende Summe auf jene Nummer und gewann. —

Der Herr von Saint A. schrieb kürzlich an einen Freund: „ich brauche dringend zehn Louisd'or, borgen Sie mir dieselben und da sie der glücklichste Mensch sind, den ich kenne, so ist es wohl möglich, daß Sie das Geld von mir wieder erhalten.“ — Vor einigen Tagen fragte der Präsident des Pariser Polizeigerichts einen Mann, der des Herumtreibens beschuldigt war: „Haben Sie Crisenzmittel?“ — „D ja,“ antwortete der Gefragte, „ich habe einen Magen, der sehr gut ist.“

Ein Beispiel von der Art, wie ein Kaufmann sein Glück machen kann, kam vor nicht langer Zeit in England vor. Ein Kaufmann von Montrose schrieb an seinen Geschäftsfreund in London mit dem Ersuchen, für ihn eine Tonne (20 Centner) Kupfer zu kaufen; da aber der Brief eben kein Meisterstück der Schönschreibekunst, vielleicht auch nicht eben richtig geschrieben war, so las der londoner Geschäftsfreund statt copper (Kupfer) capers (Kapern); er wunderte sich zwar, daß sein Freund 20 Centner Kapern haben wollte, ging aber sogleich an das Werk und kaufte alle Kapern auf, bis er die bestellte Menge zusammengebracht hatte. Dadurch wurden aber die Kapern selten und stiegen deshalb sehr bedeutend im Preise. Der Londoner schrieb an den Besteller, er habe mit Mühe die gemachte Bestellung ausgeführt und endlich die 20 Centner Kapern zusam-

mengebracht; dieselben wären seitdem sehr im Preise gestiegen und er rathe ihm, sie wieder zu verkaufen, da er einen ansehnlichen Gewinn machen könnte. Der Kaufmann in Montrose wunderte sich nicht wenig über das Mißverständnis, ließ sich aber nichts merken und trug dem Londoner auf, zu verkaufen. So steckte er eine bedeutende Summe in die Tasche. —

In Bordeaux kam in diesen Tagen ein sehr bequemer Reisewagen von starkem Blech an. Die Hinterräder sind nur zum Theil sichtbar und das Innere enthält ein sehr elegantes Zimmer mit einem Bett, vier Stühle, eine Commode, einen Spieltisch und eine Art Keller für den Wein und die Lebensmittel. Das Wagenhaus hat acht Fenster mit Jalousien. —

In keiner Stadt der Welt dürfte so viel Branntwein getrunken werden als in Petersburg. Der Handel mit Branntwein ist daselbst, wie in allen russischen Städten, verpachtet und zwar für die Summe von jährlich 7 Mill. Rubel. Der Branntweinpächter ist gewöhnlich ein reicher Kaufmann, der in seinem Solde eine kleine Armee von 2000 Mann hat, welche das Einbringen fremden Branntweins in der Stadt zu verhindern haben und allein einen Sold von 1,200,000 Rubel erhalten. Der Transport in den Straßen von Petersburg kostet dem Pächter jährlich ebenfalls 200,000 Rubel und allein für die Stöpsel, für das Siegellack und die Etiketten zu den Flaschen bezahlt er jährlich 70,000 Rubel. —

Wie französische Blätter erzählen, ist das Schiff Oceana von Havre, das mit 300 deutschen Auswanderern, Männern, Frauen und Kindern, nach Neu-Orleans absegelte, an einer Sandbank in der Nähe von Jamaica gescheitert und die Unglücklichen, welche sich auf ein Sandinseln retteten, wurden da von Regern überfallen und ihrer gesammten Habe beraubt. —

Die Stadt Paris schickt alle Jahre für vierzehn Millionen Fres. sogenannte Pariser Artikel, meist Kleinigkeiten, allein nach den Inseln Guadeloupe, Martinique, Cayenne und Bourbon. —

Die englische Zeitung „Sun“ erzählt, der Fürst Esterhazy besitze außer drei Palästen in Wien und seinen Gütern in Böhmen den dreizehnten Theil des gesammten Bodens von Ungarn. Er nennt 36 Güter sein, und zu jedem derselben gehören zehn bis vierundzwanzig Dörfer, die zusammen 364,000 Einwohner zählen. Seine Einnahmen belaufen sich auf etwa eine Million Thaler. Auch die Schulden des Fürsten erwähnt jenes Blatt und führt dieselben als nicht minder colossal auf. —

Man hat berechnet, daß die europäischen Regierungen seit 1830 für die Organisation ihrer Armeen und Flotten eine Summe von mehr als 22 Milliarden ausgegeben haben. — Nach einer andern Berechnung sind in Frankreich von 1791 bis 1842 nicht weniger als vierzehn Millionen und 12,000 Männer Soldaten gewesen. —